

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 160. Bromberg, den 18. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das klang entschuldigend, aber Sinklar fühlte sich heftig gestört durch die Tatsache, daß sie alle seine Gedanken erriet. Er wurde ungut und mußte sich sehr zusammennehmen.

„Haben Sie Ärger gehabt?"

„Nein. Weshalb?"

„Oder haben Sie schlecht geschlafen?"

„Nein!" antwortete er mit einer Heftigkeit, die ihm selber peinlich war. „Ich bitte Sie: Man hat doch manchmal seinen ungünstigen Tag — nicht? Ich bin hergekommen, um es ein bißchen gemütlich zu haben. Statt dessen werde ich verhört!"

Isa hatte erstaunte Augen. Aber sie sagte ruhig: „Ja, solche Tage gibt es freilich..."

Der Sanitätsrat kam gleichzeitig mit seiner Frau nach Hause. Sinklar mußte zum Essen dableiben. Es wurde friedlich und langweilig, abgesehen natürlich von denjenigen Stellen der Unterhaltung, die sich auf den Krach von gestern abend bezogen. Sinklar brachte die Rede mit einer gewissen Hartnäckigkeit darauf — wie ein Mörder, der von seiner Tat sprechen muß, ob er will oder nicht. Kurz und schlicht: Er hatte ein miserables Gewissen.

Übelgelaunt ging er schließlich nach Hause, warf Mundelfingen sozusagen mit einem befreienden Ruck von seinen Schultern und schrieb einen langen Brief an Marianne — einen Brief, in dem eigentlich nichts stand, der ihn jedoch in eine ganz andere Welt versetzte, in der alles leicht und reibungslos war, ohne Verkettung mit dem Bleigewicht des Tatsächlichen, ein Traum auf einer höheren Ebene.

Und so schlief er dann ein: Auf dem Stuhl vor dem Bette lag, durchaus entseelt, der Ingenieur Friedrich Sinklar, wohnhaft in Mundelfingen; im Bett aber träumte der andere Sinklar, der wirkliche. Er träumte sich den Weg ins Wunderbare entlang — dahin, dahin...

Und dabei blieb es — es blieb bei diesem Traum. Denn von Marianne kam keine Antwort.

Sinklar hatte ausgerechnet, daß sein Brief am Dienstag abend in Wertenberg sein mußte; vielleicht würde er schon am Mittwoch eine Antwort haben. Nichts... Es wurde Donnerstag; die ganze Woche glitt vorüber. Nichts... Selbstverständlich ging er den Bahnhofsweg, aber Marianne war in Begleitung ihres Vaters; man konnte nichts tun als grüßen, und sie dankte höflich und fremd. Sinklar ging ins Theater, saß in der ersten Reihe — sie übersah ihn, spielte keineswegs für ihn.

Bin ich verrückt? dachte er. Was ist das? Welche Erklärung? Er verfiel auf den Ausweg, sein Brief könne verlorengegangen sein. Also schrieb er noch einmal. Stimmung und Nervosität standen im umgekehrten Verhältnis. Er verlor den Boden unter den Füßen. Besser wurde dadurch abermals nichts. Fataler Zustand: im labilen Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle! Was konnte man tun, als kopfschüttelnd am Fenster zu stehen und fragend in eine gänzlich fremde Welt hinauszublicken, die nicht gesonnen schien, zu antworten?

Auch Isa kümmerte sich plötzlich nicht mehr um ihn — dies Gefühl hatte er. Es kommt ja stets alles zusammen — besonders, wenn man kein sehr gutes Gewissen hat. Das wußte Sinklar nun.

Aber etwas wußte er nicht... Eines Tages nämlich, gar nicht lange nach dem Krach, war Frau Beutelmann bei Isa aufgetaucht, angeblich in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende einer wohltätigen Vereinigung, die einen fadenscheinigen Anlaß lieferte. Bisher hatte Frau Beutelmann durchaus davon abgesehen, Isa aus solchem Anlaß zu besuchen. Jetzt aber kam sie, mit süßer Freundlichkeit bestrichen, wie Fliegenpapier.

Da saß sie, Filethalbhandschuhe an den ordinären Fingern, und redete zunächst von allem möglichen, nur nicht von dem, was sie eigentlich wollte. Ja, ja, ja, die Zeiten waren schlimm, wurden immer schlimmer... „Na, und ich — glauben Sie mir, mein liebes Fräulein Dobler! — ich kann noch ein besonderes Lied davon singen... Denn zu allen übrigen Sorgen kommt auch noch das!"

„Was?"

Frau Beutelmann dankte für das Zartgefühl, das aus dieser Frage spreche. Aber Isa solle sich keine Mühe geben; man war ja unter sich, und die Familie Beutelmann sei nun einmal kreuzunglücklich geworden... „Nein, nein — schütteln Sie nur nicht den Kopf! Das weiß ja die ganze Stadt! Es hilft nichts: Man muß sich eben damit abfinden. Aber entsetzlich ist es schon — wahrhaft entsetzlich! Ist man denn nicht geradezu gebrandmarkt, wie? Und, bitte, woher stammt diese Brandmarke? Von einer Schauspielerin, einer solchen Person — von einem solchen Weibsbild, möchte man schon fast sagen..."

Isa schwieg.

„Ach, ja, verzeihen Sie tausendmal! Sie sind ja wohl bekannt mit ihr? Ich weiß wahrhaftig gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht."

„Ja, ich kenne Fräulein Waldemar. Das tut indessen nichts zur Sache. Aber soviel ich weiß, war sie doch an dem ganzen Vorfall nahezu unbeteiligt?"

„Hähä! Was man so „unbeteiligt" nennt! Freilich war sie unbeteiligt, meine Liebe — aber glauben Sie vielleicht, die Geschichte wäre überhaupt passiert, wenn die Waldemar nicht dagewesen wäre? Na, sehen Sie — da haben Sie diese sogenannte Nichtbeteiligung! Sie ist nur zu schlau, zu raffiniert — und unsereins muß es dann ausbaden. Das hat auch der Schulrat gemeint..."

„Wer?"

„Ich war doch drüben, in Wertenberg! Mein Mann ist ja ganz gebrochen... Gleich am nächsten Mittag bin ich hinübergefahren — und wissen Sie, wer auch in den Zug steigt? Die Waldemar! Was sagen Sie dazu? Sie muß also

die Nacht über in Mundelfingen geblieben sein! Im „Grünen Baum" hat sie nicht geschlafen — da hab' ich mich schon erkundigt. Also anderswo! Nun hat man beobachtet, daß sie mit dem alten Hoffmann weggegangen ist, gleich nach dieser abscheulichen Szene. Also wird sie wohl bei Hoffmann übernachtet haben — meinen Sie nicht? Und ist das nicht skandalös?"

Isa hebt ruhig die Schultern. Sie antwortet nicht. Sie weiß sehr genau, daß Marianne nicht bei Hoffmann übernachtet hat...

„Ja, und nun dachte ich, weil Sie doch mit Hoffmann so gut bekannt sind — er ist ja auch wirklich ein netter Mensch —, ob Sie ihn nicht mal fragen könnten —?"

„Wonach?"

„Na, eben; ob sie wirklich bei ihm übernachtet hat... Ich weiß es nämlich nicht genau."

„Wenn mich das nur etwas anginge, Frau Direktor!"

Die Beutelratte macht eine ungeheuer elegante Wendung. „Ich dachte nur... Wenn es wirklich der Fall war, dann ist die Sache ja ganz harmlos, nicht wahr? Und — und es wäre direkt eine Entlastung für die Waldemar — mein' ich —, wo Sie sich ihrer doch immer so angenommen haben..."

„Daß Sie ein so großes Interesse daran haben, Fräulein Waldemar zu entlasten?" fragt Isa, ohne eine Miene zu verziehen.

„Gott — Interesse natürlich nicht, in diesem Sinne nicht, das versteht sich! Aber man möchte die Angelegenheit doch — wie heißt es? — bereinigen, ja: bereinigen und klären; dann ließe sie sich doch viel leichter aus der Welt schaffen, zur allgemeinen Zufriedenheit, nicht wahr! Kurz, ich dachte: Wenn man feststellen könnte, einwandfrei feststellen, wo die Waldemar in der betreffenden Nacht gewesen ist — —"

„Daran wird Sie gewiß niemand hindern!" sagt Isa. „Aber mich geht das Ganze nichts an; deshalb möchte ich mich begreiflicherweise auch nicht hineinmischen. Verstehen Sie?"

Frau Beutelmann versteht. Sie versteht, daß sie bei Isa glatt abgefahren ist, daß sie hier nichts ausrichten wird. Süß, grün, verkniffen, geht sie davon. (Warte du nur, wenn ich mal wieder die Ellbogen frei habe!)

Das ist wieder kein guter Tag für Isa. Was Frau Beutelmann da erzählt hat, beunruhigt sie, wenn sie es auch ganz gewiß niemand zeigen wird. Ja, auch sich selber möchte sie es nicht zeigen; sie möchte es mit einem Achselzucken abtun, sich ihre eigene Nichtbeteiligung einreden. Dies aber gelingt ihr nun doch nicht, trotz bestem Willen. Immer wieder kommt der Gedanke zurück: Bei Hoffmann war Marianne nicht! Und die Frage: Wo war sie also?

Es gibt in schwierigen Fällen Gefühle, die nicht täuschen, wenn man auf sie hört. Isa will sich zwingen, nicht darauf zu hören; es geht jedoch nicht. Immer wieder steht die fatale Frage hinter ihr — grün wie Frau Beutelmann. Belügen wir uns nicht selber! Ich hab' es ja schon geahnt, ich wollte es neulich von Sinklar wissen; er ist mir natürlich ausgewichen. Damals, ja, damals hätt' ich ihn geradezu fragen können. Heute, wo die Beutelmann dahintersteckt —? Nein, pfui Teufel! Heute ist das schon nicht mehr meine eigene Angelegenheit — heute kann ich ihn nicht mehr fragen...

Isa bleibt eine Zeitlang traurig, ungut, sehr schweigsam gegen alle Welt. Dann ist sie mit dem Entschluß fertig: Ich weiß nichts — es geht mich nichts an! Aber es ist doch schlimm, wenn so etwas vorhanden ist — wie ein hoher Bretterzaun zwischen zwei Gärten. Man muß sich erst langsam daran gewöhnen, sehr langsam; der Zaun wirft einen dicken Schatten, und es ist nicht mehr so, wie es früher war...

Als Sinklar ihr das nächste Mal begegnete, dachte sie, er würde vorübergehen, aber er blieb stehen und begann eine Unterhaltung. „Man sieht sich in letzter Zeit weniger", sagte er. „Es gibt viel zu tun..."

„Wirklich?"

„Ja. Ganz so einfach, wie ich es mir dachte, ist das Einarbeiten doch nicht; und der gute Oberschmied überläßt mir so viel, als ob ich wirklich schon zu seinem Nachfolger bestimmt wäre."

„Sie sehen wahrhaftig ein bißchen nervös aus."

„Nun, und dann hat man ja auch seine kleinen Privatkümmerchen — nicht wahr?" sagte er mit nachdrücklicherer Ironie, als er vielleicht zu zeigen wünschte.

„Damit sind Sie früher manchmal zu mir gekommen..."

„Es gibt aber Dinge, mit denen man allein fertig werden muß... Übrigens kann ich Ihnen das zweifelhafte Kompliment zurückgeben: Sie sehen auch ein bißchen nervös aus."

„Vielleicht habe ich eben auch meine Privatkümmerchen?"

„Hm..." Sie gingen eine Weile nebeneinander her. „Na — mit der Zeit gibt sich das wohl!" sagte er.

Isa merkte, daß er recht aus den Fugen war. Und auf einmal tat er ihr leid, obwohl sie sich bei diesem Gefühl recht albern vorkam: Sie dachte von sich etwas wie „unverbesserliche Gans".

Sinklar, der mit seiner merkwürdigen Empfindlichkeit für solche Dinge die plötzliche warme Welle spürte, die von ihr ausging, sagte: „Offen gestanden: Ich bin ziemlich unglücklich..."

„So?" Weiter konnte sie ihm nun aber wirklich nicht entgegenkommen. Er brauchte jetzt ja nur zu reden!

Er tat es nicht, und jeder ging seines Wegs. Nein: Alles, was recht ist! dachte sie. Schließlich hat man doch seinen Stolz!

. . .

Auf einmal, über Nacht, brach dieser Winter zusammen. Und jetzt merkte man erst, daß er lange genug dagewesen und daß es höchste Zeit für den Frühling war.

Im Dunkeln kam plötzlich ein Sturm angefahren und prallte wütend gegen alles, was aufrecht stand. Die Leute wachten auf und horchten. Es dröhnte ordentlich! In den kahlen Ästen heulte der Sturm herum, riß an den Dachziegeln, stieß gegen Läden und Fenster; er rüttelte an der Haustür und blies auf dem Kamin ein ganz höllisches Lied. Der Schnee stürzte in dumpfen Massen von den Dächern.

Als der Tag dämmerte, bleischimmernd zwischen schwarzen Wolkenfetzen, stand Sinklar in seinem Garten. Es pfiff um ihn, alles war zerweht und zerrissen, und der Sturm war beinahe heiß. Hatte er etwas angerichtet? Eine Tanne lag quer über dem Rasen und hatte ein Stück Zaun eingedrückt; aber Haus und Dach schienen in Ordnung zu sein. Die Erlen drüben im Moos waren alle in eine Richtung gekämmt, wie Algen im Bach. Die Morgenhelle stieg heran, wie ein fahles Gespenst; Dämonen hingen an ihrem Flattergewand und jaulten. Der Tag wurde groß und herrlich wild!

Es kam jemand von der Stadt her. Sinklar sah ihn wie einen schwarzen Käfer gegen den Sturm herantaumeln, und es war Hoffmann. Sinklar stand hinter dem Zaun, gespannt auf den Besuch.

Aber Hoffmann, den Kopf mit dem weißen Haar weit voraus, bohrte sich näher und blickte gar nicht auf. Er stieß den Stock in den nassen Schnee und sang — er schrie, um seine eigene Stimme zu hören: „Ho! Hoho! Johoho! Hoho!" Und lachte dabei. So kreuzte er vorüber, ohne auf Sinklar zu achten — ein Stück dieser wilden Frühe, begeistert von dem großen Sturz des Winters, verbunden mit dem, was brauste.

Sinklar sah ihm nach und beneidete ihn... Für ihn wurde es Zeit, ins Bureau zu gehen. An der Haustür trieb ihm der Wind einen Sprühregen von Tauwasser entgegen, das aus der überlaufenden Dachrinne herunterwehte.

Alles war wie von Raserei gepackt. Es troff, rieselte, stürzte an allen Ecken und rumorte in den Ablaufrohren wie eingesperrte Kobolde. Mittags hatten die Moorwiesen, gestern noch stumme Schneeflächen, schon kleine braune Buckel. Der Himmel fegte sich blank —: Sonne!! Und nun kroch die Unruhe der Welt ins Innerste; aus dem Druck wurde Spannung. Ach! Waren die Wiesen denn nicht schon grün? Blühten nicht schon gelbe Blumen am Wegrand? War immer noch nicht Frühling?

Nein, das nicht. Aber die Weiden am Schwarzbach sahen schon rotviolett aus; im Garten gab es plötzlich einen frischen Maulwurfshaufen aus dunkler, ausgeruhter Erde, in der alle Fruchtbarkeit bereit zu liegen schien. Das war ein anderer Geruch als im Bureau!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Tasse Kaffee für den Herrn Kapitän.

Erzählt, weil es sich wirklich so zutrug,

von Hans W. Sporck.

Es handelt sich bei dieser schönen Geschichte um einen Schiffsjungen namens Pitt, und andererseits wiederum handelt es sich um ein Schiff, das schon vor zehn Jahren abgewrackt worden ist, denn diese schöne Geschichte mit dem Schiffsjungen Pitt liegt eine ganze Weile zurück. Und das ist gut so, denn es geht mit Geschichten genau wie mit gutem Wein; sie müssen lagern, ehe sie reif werden. Bisweilen müssen sie auch lagern, bis alle Leute, die sich bei solch einer Geschichte ein wenig blamiert haben, gestorben oder berühmt geworden sind.

Nun, der Schiffsjunge namens Pitt ist noch nicht tot, aber mittlerweile Kapitän geworden, und er heißt auch nicht mehr Pitt, sondern Peter. Kapitän Peter Harring, Backenbart und gesetztes Wesen, Frau und drei Kinder, Ostasienlinie. Und wenn er diese Geschichte von damals gelegentlich selbst erzählt, dann sagt er: „Tja, meine Hären, da hatten wi einmal einen Schippsjungen, der schrieb sich Pitt —" Und dann erzählt er also die ganze Sache so, als sei er selbst bei dieser Geschichte der Erste Offizier gewesen oder der Supercargo. Das stimmt aber nicht. Er war der Schiffsjunge!

Wenn er das nun heute auch nicht mehr wahr haben will, der Kapitän Peter Harring mit dem Backenbart und dem gesetzten Wesen und mit seinem Hochdeutsch „mit Streifen datüschen", er war doch damals der Schiffsjunge, und er hatte genau die Arbeit, die eben ein Schiffsjunge hat, er half in der Kombüse und er klarte die Offizierskojen auf, er half beim Deckwaschen und im Laderaum, schoß Leinen auf und flickte entzwei gegangene Kleinigkeiten, er war ein bißchen Steward und ein bißchen Läufer, ein bißchen Leichtmatrose und ein bißchen Kochsgast, er schlief im äußersten Eckchen des Mannschaftslogis, und in jeder Hundewache, so zwischen Mitternacht und zwei Uhr früh, mußte er sich noch einmal aufrappeln und ein wenig Dienst tun.

Er ging dann nämlich in die Kombüse und stocherte das Herdfeuer eine Kleinigkeit auf, nahm die Kaffeekanne, trank erst einmal selbst einen Schluck, aus dem Kannenhals natürlich, und setzte die Kanne dann durch die Herdringe durch in das Feuer. Das dauerte nicht sehr lange, und der Kaffee war heiß.

Pitt füllte dann eine Tasse, richtig bis oben an den Rand füllte er sie. Dann legte er zwei Stückchen Zucker und einen kleinen Löffel auf die Untertasse und brachte das Ganze dem Herrn Kapitän auf die Kommandobrücke. Und das ging so „dscheden un dschedweden Obend". Der Kaffee war jedesmal richtig heiß und die Tasse richtig voll; der kleine Löffel und die beiden Stückchen Zucker lagen staubtrocken auf der Untertasse, wenn Pitt damit auf die Brücke kam. Denn darauf legte der Kapitän Wert. Es mußte eine volle Tasse sein und es durfte kein Fußbad geben! Er konnte das verlangen, denn dafür war er schließlich der Herr Kapitän.

Der Pitt brachte das auch immer ordentlich zuwege, aber der Kapitän wunderte sich nicht darüber. Ob das Schiff nun ruhig lag und der Gang von der Kombüse über Deck und die Brücke hoch eine Kleinigkeit war oder das Schiff bös arbeitete, die Spritzer über Deck fegten, die Treppe zur Brücke mal schief und mal gerade, mal ebenerdig und mal steil lag vor lauter Schlingern und Stampfen und Rollen, der Pitt brachte eben den Kaffee richtig hin, die Tasse war voll und von Fußbad nicht die Spur.

Nun aber wurde der Pitt mal krank, er hatte es im Hals, und ein bißchen Fieber hatte er auch. Der Erste Offizier schickte ihn für drei Tage in die Koje, und der Bootsmann mußte ihm Umschläge machen, der Pitt bekam heißen Tee und Schwitzpillen, er mochte nicht essen, und aus diesem Grunde konnte er natürlich auch keinen Dienst machen.

Mit dem Kartoffelschälen und dem Stauen hatte das ja nun weiter nicht so viel auf sich, das Schlimmste war vielmehr die Tasse Kaffee, die der Herr Kapitän jede Nacht auf die Brücke bekam, diese schwierige Tasse Kaffee, die voll sein mußte und kein Fußbad haben durfte. Die erste Nacht brachte der Leichtmatrose sie. Sie war nicht voll, und sie hatte ein Fußbad, der Zucker war naß, und der Kapitän schimpfte. Er schmiß den Leichtmatrosen die Brücke hinunter und schrie, in der anderen Nacht hätte der Koch gefälligst selber zu kommen.

Er kam auch, der Koch. Er balancierte und balancierte, er schwitzte vor Anstrengung, als er aber auf der Brücke ankam, da hatte er doch ein Drittel des Kaffees verschüttet, und die Hälfte von diesem Drittel war als Fußbad in der Untertasse. Der Kapitän machte einen Krach, daß die Jungs im Vorschiff aus den Kojen fuhren und nicht wußten, wohin sie vor Schreck hinsollten. Wo denn der Schiffsjunge wäre, schrie der Kapitän. Der sei krank! Krank sei der? Ob denn das ganze Schiff verhext sei, wenn der Schiffsjunge krank sei? Ob denn keiner von den ausgewachsenen Männern zuwege brächte, was der lütte Schiffsjunge seit Jahr und Tag fertig brächte, he! Sollten sich mal ein Beispiel an diesem Jungen nehmen, jawohl! In dem stecke doch noch wenigstens ein Seemann, mit richtigen Seebeinen, verdammt noch mal! Und mit zornrotem Gesicht befahl der Herr Kapitän, in der nächsten Nacht habe der Bootsmann den Kaffe zu bringen!

Tja, das mußte der Bootsmann ja dann auch tun. Er kraulte sich den Kopf, und er schielte in die Koje des kranken Pitt. Er hätte den fixen Jungen gerne um Rat gefragt, aber der kleine Kerl lag so blaß und so müde da, daß es einem leid tun konnte, ihn zu wecken. Folglich ließ der Bootsmann das bleiben und fluchte und befahl seinerseits, der Koch habe den Kaffee zu kochen und der Leichtmatrose ihm dabei zu helfen, und zwei Mann aus dem Vorschiff hätten mit Windlichtern über Deck zu leuchten, wenn er den Kaffee auf die Brücke trüge.

Es wurde übrigens auch so gemacht. Es war ein riesiger Betrieb, es wurde geschimpft und kommandiert dabei, alle schrie der Bootsmann an, und zuletzt wurde der Bootsmann vom Kapitän angeschrien, denn er brachte eben doch ein Fußbad auf die Brücke, ochott, ochott, ochott!

„Bootsmann!" schrie der Kapitän, „Bootsmann! Ihr wollt Bootsmann sein! Wenn doch bloß unser Schippsjung wieder gesund wär!"

Er war ja auch am anderen Tage wieder gesund, die ganze Mannschaft atmete auf, und alles war eigentlich schon wieder gut, als Pitt am Abend erklärte, er könne seine Arbeit wieder tun. „Laß nur, min Jung", sagte der Bootsmann, „überanstreng dir nur nich! Mach immer man langsam, wir machen dein bißchen Kram schon lieber noch ein paar Turns mit, bloß die Tasse Kaffee für den Kaptein, die mußt du selber tragen!"

Pitt nickte und brachte den Kaffee. Die Tasse war voll, und es gab kein Fußbad, der Kapitän schmunzelte, und beinahe hätte er den Schiffsjungen gelobt, was noch auf keinem Schiff vorgekommen ist und vielleicht auch ganz falsch wäre.

Der Kapitän also sagte nichts, und der Bootsmann sagte auch nichts, niemand lobte den Pitt, und niemand fragte ihn nach seinem Geheimnis. Erst als der Pitt Leichtmatrose war und ein neuer Schiffsjunge kam, als Pitt diesen neuen Schiffsjungen anlernte, erst dann kam die Sache ans Tageslicht.

„Weißt du, Jan", sagte Pitt damals zu mir — denn ich selbst war der neue Schiffsjunge, den der Pitt anlernte, „nu paß man auf, Jan, nu mach das man, wie ich sage! Den Zucker un den lütten Löffel, den tust du in die linke Büxentasch! Un die Untertasse, die tust du in die andere Büxentasch! Un denn nimmst du einen tüchtigen Sluck von den Kaffee in das Maul. Aber daß du ihn nich herunterfluckst, du Slingel! Un denn geh man tau! Un wenn du denn auf die Brücke bist, hinter das Kaartenhaus, denn tust du den Kaffee wieder in die Tasse und die Tasse auf die Untertaß und den Zucker un den lütten Löffel! Hast du das verstanden, Jan?"

Ich hatte es verstanden, und es ging wirklich so ganz gut. Es gibt keine bessere Art, dem Herrn Kapitän eine Tasse Kaffee auf die Brücke zu bringen, die ganz voll ist und kein Fußbad hat.

Ein Tag in Chikago.

Die Stadt der Gangsters und Urwaldinstinkte

Von Helene v. Nostitz.

Der Empfang an der Bahn für meine Vorlesung im Palmer Haus gab gleich einen Vorgeschmack von der bunten, schillernden, etwas unheimlichen Atmosphäre dieser Stadt, in der eine derbere, abenteuerlichere Luft als in Newyork weht. Der Vertreter des Bürgermeisters, der „Greeter", überreichte mir eine goldene Medaille und führte mich zu einem strahlend weißen Auto, das nach seinem Ausspruch die Unschuld der Stadt versinnbildlichen sollte. Der „Greeter" selber hatte in einer phantastischen Kleidung seine Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen zum Ausdruck gebracht. Er trug im Winter helle Hosen und einen breiten, weißlichen Hut. In der Hand hielt er einen altmodischen Stock mit Elfenbein-Krücke, der einem Marquis der Rokokozeit hätte gehören können. Breit und kurz war der Mann von Gestalt; sein schwarzes Auge glühte wie eine Rosine im Kuchenteig inmitten seines bleichen, vollen Gesichts. Seine Leidenschaft ist Chikago, das er wie eine Frau liebt. Ohne Gehalt zu verlangen, erfüllt er seine Aufgabe. Diese Geste finden wir oft beim Amerikaner. Der Greeter verließ mich in dem Hotel mit der Versicherung, das weiße Auto gehöre mir und stehe immer zu meiner Verfügung.

Viele Blumen und ein Abendessen, von scharlachrot gekleideten Negern gereicht, erwarteten mich im Palmer Haus. Die schillernd bunte Beleuchtung, die jede nüchterne amerikanische Stadt nachts märchenhaft verwandelt, glühte schon hinter den breiten Fenstern.

Als wir noch etwas hinauswandern, ahnen wir nur die ungeheure Wasserfläche des Sees, der weit wie das Meer ist. Aus den dunklen Seitengassen huscht manchmal eine verkommene Gestalt hervor und schleicht an uns vorüber. Der „Gangster" von Chikago . Der vom Greeter geleugnete Gangster, denn „Chikago" ist unschuldig", sagt der Greeter. Und doch, als ich hier einmal in einem Privathaus wohnte und abends mit meinem Gastgeber zurückkehrte, ertönten Schreie auf der Straße. Die Gangsters wollten ein Auto fortnehmen und gerieten dabei mit der Polizei zusammen. Man hat aber das Gefühl, daß sich der Gangster mit Kleinigkeiten hier nicht abgibt. Die Taschen einsamer Damen mit zehn Dollars interessieren ihn nicht. Die Unterwelt bietet hier eine phantastische Aufmachung und ist offenbar regelrecht stolz auf ihr Gewerbe. Ein Gangster in Chikago bedeutet weit mehr als ein gewöhnlicher Hotel-Dieb in Paris oder London. So erhielt ich auch den üblichen Drohbrief vor meiner Vorlesung, der mir einen Messerstich in den Rücken in Aussicht stellte. Doch merkwürdigerweise konnte ich in diesem Schriftstück nur eine theatralische Pose, nicht eine wirkliche Gefahr entdecken. Wer öffentlich auftritt, soll spüren, daß die Macht des Gangsters noch lebt. Ob dieser sie immer anwendet, ist eine andere Frage, und oft betrachtet er sein Opfer nur von weitem.

Unterdessen sind wir durch die nächtlichen Straßen Chikagos gewandert. Oben strahlt das Lindbergh-Licht für die Flieger mit 80 000 Kerzen. Am Ende einer breiten Straße leuchtet der rötliche Wasserturm. Bei Feuersgefahr eilt man hin zu ihm. Man liebt die Farbeneffekte hier mehr als in Newyork. Grün, blau, gelb leuchten aus der Dunkelheit die hohen Türme.

Am nächsten Morgen kann ich endlich auf den See blicken, der wie das Meer vor mir liegt. Am Ufer entlang geht langsam eine merkwürdige Gestalt, eine Art Chaplin-Figur mit schwarzem langen Rock und einem steifen Hut. In einem zerrissenen Sack trägt sie sorgfältig alte Zeitungen. Auf der anderen Seite des Weges schreitet die Tochter des reichsten Mannes in Amerika, John D. Rockefellers, der einige Detektive folgen. Das Leben ist nicht einfach, wenn man reich ist. Die Kinder müssen auf Dächern spielen, denn auf der Straße würden sie bald verschleppt. Kinderraub ist ein lohnendes Unternehmen großen Stils, für das der Verbrecher sein Leben einsetzt.

Doch das strahlend weiße Auto des Greeters erwartet mich wieder. Wir eilen durch weite Parks und kehren dann an das See-Ufer zurück, wo die Ausstellungsgebäude liegen. Sie bedeuten architektonisch einen entschlossenen Schritt, eine Abkehr von dem oft wiederholten griechischen Tempelstil. Sie liegen vor der riesenhaften Wasserfläche und strahlen eine eisige Kühle aus. Mut, Kraft und Entschlossenheit hat dazu gehört, diese Stadt wie Venedig auf Pfählen immer weiter hinaus zu bauen. Und mitten zwischen all den gewagten Einfällen eines energischen Unternehmertums steht das kleine, hüttenartige Fort, in dem noch die letzten Indianer wohnten, der Häuptling mit zehn Kindern. An der Wand liest man die indianischen Namen, die wie Gedichte anmuten. Sie schildern, sie deuten an, und ihre Geheimsprache umschließt eine ganze Welt. Dunkler Haß, glühende Liebe strahlen uns aus diesen Worten entgegen. Es sind keine leichten Ruf- und Kosenamen. Sie sind streng wie der Griff einer Waffe und umfassend wie die Tiefen des Urwaldes. Sie verraten uns mehr vom Geist eines verstoßenen Volkes als die Gewänder, Truhen und Schalen, die ein alter Indianer mit prächtigem Kopfputz den Fremden erklärt. Neben uns geht der „Greeter" mit seinem hellen Anzug und wirkt fast grotesk inmitten dieser urwüchsigen, herben Umgebung. Die Amerikaner blicken mit gutmütigem Lächeln auf diese Gestalt, die das Abenteuer nur noch in ihrer Kleidung darstellt.

Im dunkelsten Viertel Chikagos liegt das Hull-Haus. Von der großzügigen Miß Adams ins Leben gerufen, bedeutet diese Siedlung Zuflucht und Rettung für manchen Gestrandeten. Wie wir hineinschauen, tanzen Kinder in Kostümen in dem großen Ballsaal. Eine kleine Russin in tatarischer Tracht dreht sich im wilden Rhythmus.

Die derben Elemente, die Chikago beherrschen, wurden mir am greifbarsten durch ein Fest vermittelt, bei dem die Ausbrüche der Lebensbejahung unbehindert zum Ausdruck kommen konnten. Der Alkohol hatte alle Hemmungen beseitigt, und unverhohlen bekannten die Geschlechter ihre Zu- und Abneigungen. Doch geschah dies nicht auf eine banale Art; sonst wäre dieses Fest nicht beschreibenswert. Wenn etwa die Frauen ihre Schuhe durch den Saal schleuderten, stürmten die Männer, nachdem sie diese aufgehoben hatten, mit einer solchen Gewalt durch den Raum wie zu einem Kampf. Sie hoben die Tänzerin fast vom Boden und schlossen einen riesenhaften Kreis, der in stürmischem Rhythmus weiterschnellte und alles zu vernichten drohte. Die Ausstrahlung dieser elementaren Kraft raubt einem fast den Atem. Hier wird man wieder an die Macht der Urwälder erinnert, aus denen heisere Schreie ertönten: der ohnmächtige Ruf der Kreatur an den ewig schweigenden Schöpfer. Ja, eine tragische Atmosphäre schwebte über diesem wilden Fest. Es offenbarte die ungestillte Sehnsucht eines Volkes, das im gewaltsamen Ausbruch seiner primitiven Gefühle sich zu betäuben sucht. Und immer werde ich im Gedächtnis die Schulter einer Frau mit melancholischen schwarzen Augen vor mir sehen, auf der die Zeichen eines kleinen Vogels ins Fleisch tätowiert waren.

Doch meine Vorlesung erwartete mich am nächsten Morgen in Sanct Paul. Im Ballkleid eilte ich auf den Bahnhof. Die schwarzen Gepäckträger fletschten grinsend ihre weißen Zähne über die lustige Cocktailparty. Wie bei der Abfahrt von Venedig endgültig ein Traumland versinkt, so entschwand das düstere, schwüle Chikago, als wir wieder durch die meist öde und verlassene Landschaft fuhren.



Lustige Ecke



Schmerz. „Warum schreien Sie denn schon?" fragte der Zahnarzt, „ich habe doch noch gar nicht angefangen."

„Das nicht", sagte der Patient, „aber Sie stehen auf meinem Hühnerauge."

Durchschaut. „Wenn ich Alkohol trinke, kriege ich immer Nasenbluten."

„Da sind wir Leidensgenossen, meine Frau sieht das auch nicht gern."

Berechtigte Frage. „Was ist das für ein Wein?"

„Rüdesheimer."

„Ist wohl sein Taufname?"

Anders gemeint. „Als du mich um zwanzig Mark anpumptest, sagtest du, du brauchst das Geld nur für kurze Zeit."

„Stimmt, schon nach einer Stunde war es weg."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.